

FUNDAMENTUM

Versuch über die Ataraxie

ein Essay von

REINHART BUETTNER

steht, scheint es ratsam, mit einigen triftigen Zitaten aufzuwarten, die die eigenen Absichten illustrieren, wo nicht gar erklären und untermauern sollen. Solches geschieht meist in der Tradition der Aufklärung, die sich einst anschickte das Gelände des Wissens zu arrondieren, förderliches Wissen von angeblich unnützem zu trennen und hierarchische Ordnungssysteme zu konstruieren, nach denen zukünftiges Wissen zu beurteilen, zu integrieren und anzuwenden sei.

Diese Systeme, von traditioneller Logik sanktioniert und bis in die feinsten Verästlungen ausgearbeitet, haben sich allerdings als problematisch erwiesen, weil sie zu vieles Interessantes, Denkmögliches und Viel-Versprechendes ausschlossen oder in die Isolierstation überwiesen und abschoben.

Das Grundlegende und Fundamentale büßte dabei trotz aller elaborierten Rasterung und Parzellierung des Wissens aber kaum seine Faszination ein und taucht immer wieder entweder in der Gestalt der Letztbegründung, des Origo, oder des praereflexiven Seins oder der „Urhandlungen des Ich“ auf und beschäftigt unser Denken, das noch immer trotz aller ersten, zweiten und dritten Aufklärung von metaphysischen Fragen bedrängt wird.

Die naive Frage nach dem, was hält und stehen bleibt, wenn alles zusammenbricht, die in kindlicher Dramatik die „letzte Bastion“ einer Verteidigungs rhetorik meint, ist gleichzeitig die Frage nach der fundamentalen Überzeugung, die unserem gesamten Denken zugrunde liegt. Die Intellektuelle Architektur samt der sie tragenden Statik, die Ausleger und Lasten, die sie auffangen und verteilen muss, das gesamte Gebäude unseres Verstandes scheint mehr oder weniger stabil auf einem hoffentlich verlässlichen Fundament zu ruhen, das ihm Halt in allen Schwankungen verleiht und den Stürmen des Alltags widerstehen kann. Diese Gleichnisrede aus dem Bauwesen und der Fortifikationsarchitektur hat wie alles metaphorische Sprechen Stärken und Schwächen, die einiges plastisch machen, für anderes hingegen blind und stumm zu sein scheinen. Mit physiologischen, anatomischen und informations- oder systemtheoretischen Metaphern gelingt es nicht unbedingt besser und es sieht ganz darnach aus, als müssten wir uns, halb schlußfolgernd halb ratend mit dem zufrieden geben, was gemeint ist.

Vorbilder für eine Suche nach Fundamenten finden sich in der Geschichte des Geistes, der Philosophie und der Kunst zu Hauf und es ist bezeichnend für den, der sucht, wo er zu suchen beginnt, denn das gibt in seiner nicht zufälligen Vorauswahl Hinweise auf die Prädisposition des Suchers.

Zudem hat die Suche nach Fundamenten große Ähnlichkeit mit anderem vergleichbarem Wissen-Wollen, das sich vor allem auf Uranfängliches, Erstes, Kernhaftes und Ursprüngliches, Unvermitteltes und Echtes bezieht. Die Sprache Adams, seine Hautfarbe, das erste Tauschmittel als Vorläufer des Geldes, die erste Behausung, die erste künstlerische Äußerung, die Urreligion motivierten für lange Zeit das Suchen und Forschen, so als sei es eine Invariante unseres Fragens, dass es sich immer auf etwas Initiales bezieht, von dem wir die gegenwärtigen Phänomene herleiten und uns selbst erklären können.

Fundamentales, Erstes und Ursprüngliches scheinen der nämlichen Kategorie anzugehören, mit deren Hilfe wir versuchen, uns in kausalen Zwangslagen zu beruhigen. Da wir für die vielen „Warums“, die uns quälen und beunruhigen, nicht ausreichend viele Antworten zur Verfügung haben, greifen wir häufig zu Hilfskonstruktionen und gelegentlich zu gewählten „Passepartouts“, wie sie uns von den Mythen und Religionen reichlich angeboten werden. Dazu kommt die eigentümliche verortende Vorstellung, dass Anfängliches und zu Grunde liegendes immer irgendwie unten sei, am Fuße eines Berges, am Antritt einer Entwicklungsleiter, in unzugänglichen Klüften, im Quell- oder Wurzelgrund oder bei den Müttern (wie zB in Goethes Faust). Mit metaphorischer und quasi mythischer Sicherheit lokalisieren wir alles Urtümliche immer tief unten in den dunklen Gründen, bei den Wurzeln oder im Fundament das das Gebäude trägt, wobei die phantasierte und alles begründende Geburt und der Beginn von etwas, wie etwa in anderen Kulturen, ebenso gut aus den Lüften, oder den schwebenden und schwer fasslichen klimatischen Verhältnissen kommen könnte. Diese Lokalisierung scheint ein europäisch-agrarisches Erbe zu sein, wie auch das sich aus ihm entwickelnde Verständnis von „Tiefe“ als substantiell, wesentlich, bedeutend, zentral, ausschlaggebend, unabdingbar.

Solches vorausgeschickt und bedenkend, wenden wir uns dem Fundamentum zu, allerdings ohne eine fundamentalistische Perspektive dabei einzunehmen, offen für jeden sich bietenden Plural und nicht auf der Pirsch nach einer „Einzigen und allein selig machenden“ Entität.

„Glaube, Liebe, Hoffnung“ als christliche Tugenden stehen parat, ergänzt im 6. Jahrhundert von Papst Leo den Großen durch die harmonisierende Hinzufügung der platonischen Kardinaltugenden: Weisheit/Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit und Mäßigung. Dieser nach dem 3+4 Muster der 7 freien Künste zusammengestellte Tugendkatalog bietet neben anderem die Hauptorientierung für ein gelingendes moralisches Leben, betrifft aber nur die Soll-Seite der *vita activa*, die nicht viel auszurichten vermag ohne realistische Berücksichtigung der Haben-Seite, auf der die Überzeugungen,

Glaubenssätze, Vorurteile, selektiven Wahrnehmungen, Perspektiven, Prädisponiertheiten, individuelle Bildung, Präferenzen und persönliche Eigenheiten wohnen und als Kapital für das moralische Handeln figurieren.

Um diese Gruppe von internalisierten Überzeugungen zu erkennen, bedarf es einer besonderen Art von Introspektion und zwar einer aufrichtigen, die ohne geschickten, halbbewusst-changierenden Selbstbetrug auskommt. Da eine solche Version von Introspektion im unkontrollierten Selbstgespräch nicht zu haben ist, empfiehlt es sich, sie mit Hilfe eines vertrauten, gutwilligen anderen zu unternehmen, der bereit ist, die Rolle des Kontrolleurs oder Sekundanten zu übernehmen.

Aufgabe des Kontrolleurs ist es, die anfängliche Radikalität der Selbstbefragung aufrecht zu erhalten, kein bequemes und halbes Einlenken zuzulassen und ein nützliches Protokoll zu führen, um zirkuläres und darum fruchtloses und unechtes Selbsterforschen zu vermeiden. Im Duell mit sich selbst, dem schwerste aller Ehrenhändel, ist ein Kontrolleur oder Sekundant absolut von Nöten. Bewährt haben sich erfahrene Therapeuten, Coaches und Sparringspartner, die die notwendige persönliche Stabilität mitbringen, um möglicherweise einen passager Instabilen auffangen zu können.

Nachdem Descartes seine Überzeugungen und Gewissheiten einem radikalen Zweifel unterzogen und selbst eine Täuschung durch einen böartigen Dämon miteinbezogen hatte und schließlich zu seinem „ego cigo ergo sum“ fand, befand er sich auf der Suche nach dem „fundamentum inconcussum“, wie alle Philosophen vor ihm, ob sie nun die Urmaterie finden wollten, das „summum bonum“ oder die „prima causa“. Mit an Lächerlichkeit grenzender Besessenheit gingen fast alle davon aus, dass es sich um „Eines“ handeln müsse, um ein in sich Ruhendes und Unbewegtes wie bei Parmenides, um das Ur-Element Wasser wie bei Thales oder um jenes „A-Tomos“ wie bei Demokrit, dem eine unglaubliche, nicht nur begriffliche Karriere im Abendland bevorstand.

Die wenigen Ausnahmen von dieser Besessenheit, Empedokles, Anaxagoras Heraklit und einige Sophisten, die man die antiken Pluralisten nennen könnte, ließen mehrere interagierende Elemente, Gottheiten, Wirklichkeiten und Wahrheiten zu.

Wie sich aus deren Blickwinkel die Suche nach dem Fundament ausnimmt und welche Denkfiguren sie aktivierten, wird uns im Folgenden beschäftigen.

Ersten, Grundlegenden und Wichtigen nicht nur Eines begegnet, sondern Mehreres, das gleich gewichtig und nicht weiter reduzierbar ist, muss ich meine gedankliche Strategie ändern. Ich muss mein konzentriertes Zielen auf einen Punkt aufgeben und die Breite meines Blickfelds vergrößern. Anders formuliert: ich muss mein vertikal in die Tiefe bohrendes Fragen zu Gunsten eines horizontalen Erforschens verlassen, muss den hypotaktischen Denkstil durch den parataktischen ersetzen, die Denkfigur der Hierarchie durch die der Heterarchie, und gegebenenfalls durch das Konzept der Maxis (Mischung).

Empedokles und Anaxagoras betrachteten alles, dem sie sich gegenüber sahen als ein Komposit, als ein *mixtum compositum* aus vielen Teilen, die im einzelnen nicht immer klar erkennbar sind und in der Mischung bereits einen Formenwechsel durchgemacht haben; Anaxagoras und Demokrit dachten sich die Teile so klein, dass sie mit bloßem Auge prinzipiell nicht zu erkennen sind und sich zudem in einem permanenten Mischungs- und Entmischungszustand befinden. Aus diesen antiken Betrachtungsweisen entwickelten sich die späteren Kompositions- und Elementenlehren innerhalb der Ontologien und die meisten der Kategorie- und Strukturtheorien bis hin zum kreativen „*élan vital*“ Bergsons, der letztlich Heraklit interpretiert und ihm folgt.

Nach der Wendung der Metaphysik ins Erkenntnistheoretische und Individuelle durch den franziskanischen Scholastiker John Duns (Scotus), den „*Doctor subtilis*“, erfuhr die Selbsterforschung des denkenden Individuums eine neue Beachtung, da Scotus zwei Arten der Erkenntnis unterschied. Die „abstraktive Erkenntnis“ und die „intuitive Erkenntnis“, wiewelch letztere die Grundlage und Voraussetzung der Reflexion und der notwendigen Selbsterkenntnis sei.

Die Zweiteilung der Erkenntnis und die in seiner Zeit ungewöhnliche Einschätzung alles Individuellen weist einerseits auf das spätere Kant'sche Formulierung „Begriff und Anschauung“ voraus und unternimmt andererseits den Versuch, eine an Aristoteles orientierte „Proto-Psychologie“ zu entwickeln.

Über die aus den pluralistischen Perspektive erwachsende Notwendigkeit einer Mischungsannahme gibt der Beitrag von Annekatrin Gebauer im *Phil. Jahrbuch* 113. Jahrgang / I (2006) zur „Mischungslehre des Aristoteles“ lesenswerte Auskunft.

Wenn es also das „eine“ Fundament unserer Erkenntnis alles dessen, was existiert vielleicht gar nicht gibt und wir möglicherweise nur Teile finden, die wir mühsam zusammensetzen müssen, tritt die Art, wie wir das

machen, in den Vordergrund: dh., die Methoden unseres komponierenden und synthetisierenden Denkens, unseres ahnenden Suchens und zufälligen Findens samt aller Beobachtungskünste und unklaren Prädispositionen werden erneut und auf einer intimeren Stufe wichtig.

Das literarisch-lyrisch-philosophische Ich, das kühl und distanziert, oder auch halb involviert und sentimental mit Abstrakta und Symbolen hantiert und operiert, rückt uns plötzlich unanständig nah, verwandelt sich zurück in jenes peinlich biographische Ich, das wir so lange erfolgreich maskiert haben. Die erwachsene und kulturelle Camouflage wird bedrohlich nebensächlich, Infantilitäten, nackte Bedürfnisse und Wünsche tauchen auf und das ganze, kleine, ungewaschene Menschlein breitet seine hilflose Hinfälligkeit vor uns aus.

Wie auf dieser niederen Stufe der Souveränität noch reflexiv denken, wenn ich gerade vermute, bestimmte Muster erkannt zu haben, die mich am reflexiven Denken hindern ?

Die probate Empfehlung zur Befreiung aus derartigen intellektuellen Krisen und Selbst-Strangulationen: einfach Handeln . . . so unüberlegt wie möglich !... führt entweder ins endgültige Unglück oder verhilft zu neuen Gedanken und Erlebnissen . . .

Wenn die Selbststilisierung als „Unglücklicher“ nicht mehr trägt, weil sie albern und gewöhnlich zu werden droht, stehen drei Auswege offen: Rhathymia, Serendipity und WuWei. Die inoffizielle Muse der Surrealisten Rhathymia, die Sorg- und Rücksichtslosigkeit verführt unablässig dazu, das schlechterdings Unmögliche zu unternehmen, zu denken, zu tun, dar zu stellen, zu verkörpern oder gar zu sein und Serendipity, das Finden ohne Suchen, trägt dazu bei, das Suchen zu unterlassen, weil es zum Kreislauf neigt und zur Verkrampfung der Perspektive. Serendipity wird getragen von der Hoffnung auf den beiläufigen Zufall, der einen „vorbereitenden Geist“ fündig werden lässt.

Aber wo anfangen, wenn man doch weiß, wie sehr der Anfang das weitere Suchen lenkt. Ist das antwortende „bei sich“ noch steigerungsfähig, kann ich aufrichtiger als aufrichtig sein? „Mon coeur mis à nu“, wie Beaudelaire es nannte, wäre ein gangbarer Ausweg, aber eben nur ein Ausweg, wir aber wollen unbedrängt und unbelastet hinabsteigen zu den Müttern oder hinausgehen zu den Anderen, spazieren gehen und handeln.

Das drittgenannte taoistische WuWei drängt sich exotisch in den Vordergrund, jenes „gezielte Nicht-Handeln“, das nur bedingt mit „kreativer Passivität“ übersetzt werden kann und eher ein Nicht-Eingreifen meint, das Gegenteil eines zwanghaften Wollens, das die oftmals verborgenen Pfade des organischen Wachstums verlässt.

Also nicht anfangen, nicht suchen, nicht unbedingt wollen, „wandern in Muße“ und die gedankliche Grundlage wird sich ergeben, einstellen und bemerkbar machen.

Wenn wir in dieser Hoffnung unsere Wohnung verlassen, verlassen wir nicht unser Fundament, das schleppen wir ständig mit uns, das geht uns nicht verloren wenn wir uns bewegen, es ist fester Bestandteil unserer Person, den wir erkennen müssen, um ihn zu verstehen; ohne allerdings solches zu „müssen“ und ohne die Absicht verstehen zu „wollen“.

Rhathymia, Serendipity und WuWei riecht verdächtig nach einem Potpourri aus jener halbgaren Ratgeberliteratur mit ihren exotischen Heilsbotschaften zeitgenössischer Ersatzreligionen, die die Rede von „Glaube, Liebe, Hoffnung“ abgelöst haben. Die Mischung aus Hellenismus, Indisch-KolonialBritisch und Chinesisch macht das Durcheinander und die Orientierungsprobleme unserer derzeitigen mentalen Verfassung deutlich, das MischMasch unserer Weltbilder und die entsprechende Unsicherheit, das Fundamentum betreffend.

Wer sich in diesem bedenklichen Zustand zusätzlich in den Universalienstreit stürzt, dem hartnäckigen Evergreen der Philosophie, muss sich nicht wundern, wenn er unvermittelt vor dem intellektuellen Offenbarungseid steht, eine Drogen- oder Patientenkarriere beginnt, ein Beziehungschao anzettelt, oder sich sonst eskapistisch aufführt. Denn die Frage nach dem Fundamentum entpuppt sich nach und nach als Frage nach der Sicherheit im Leben und Denken, als quasi religiös-existenzielle Frage kindlicher Geborgenheit, des Urvertrauens und der unterstützten Entfaltung und letztlich als Frage nach dem Seelenfrieden, der epikuräischen Unerschütterlichkeit und Leidenschaftslosigkeit, der Ataraxie.

Was im Wahrnehmen, Denken und Handeln unseres Leib-Seele-Geist-Organismus ist so unerschütterlich, perseverierend und stabil, dass es die Flexibilität und Anpassung erheischenden „rough winds (do shake the darling butts of may“) im Verlauf unserer Existenz übersteht . . . was außer der Liebe zu uns selbst?

Womit wir bei Epikur wären, seiner Ethik und der vielgestaltigen Rezeption und Interpretation seiner Philosophie und seiner Schule des Gartens, die er 306 v. Chr. am nördlichen Rand der Athener Polis gründete.

“Es gibt nur Epikureer, und zwar grobe und feine, Christus war der feinste; das ist der einzige Unterschied, den ich zwischen den Menschen herausbringen kann. Jeder handelt seiner Natur gemäß, d.h. er tut, was ihm wohltut.” heißt es in der 6. Szene des 1. Akts in Georg Büchners Drama „Dantons Tod“. Dieser freimütige, hart die Blasphemie streifende Satz, den Büchner seinem Danton in den Mund legt, macht nicht nur deshalb nachdenklich, weil er im selben Atemzug, in dem er sämtliche Tugendvorstellungen über den Haufen rennt, ein wichtiges, Naturgesetz-ähnliches Kriterium herausstellt und betont, das „er tut, was ihm wohltut“.

Die anzüglich-schnodderige Unterscheidung in grobe und feine Epikureer und der überraschende Superlativ mit dem Namen Christus, figuriert als Ohrfeige für den Frager Robespierre, der fragte „Du leugnest die Tugend?“, was Danton mit „und das Laster“ kontert.

So als sei er sich der Wirkung seiner Ohrfeigen-Antwort bewusst, hängt Danton noch die Bemerkung an: „Nicht wahr, Unbestechlicher, es ist grausam, dir die Absätze so von den Schuhen zu treten?“

Absätze von den Schuhen treten bedeutete zu den Zeiten als Männer noch hochhackige Schuhe trugen, jemanden im Wortsinne „herunterholen“, zu Fall bringen, vom hohen Kothurn herab zum Humpeln zu bringen, zu demütigen und überdies zur komischen Figur zu machen und der Lächerlichkeit preisgeben.

Danton leugnet Tugend und Laster in gleicher Weise, er wehrt diese Kategorien ab und erklärt sie als nicht existent und auf einen Epikureer nicht anwendbar, vertritt also ein oberflächliches und vulgäres Verständnis der Lehren Epikurs, denn diese hat sehr viel mit Tugend und Laster zu schaffen, sogar mit Askese und Vernunft, Diätetik und Sozialverhalten.

Selten machen wir uns eine Vorstellung vom Leben und Wirken der alten Philosophen, von ihrem Alltag und dem Zusammenhang in dem sie arbeiteten. Daran ist zum einen die oftmals dürftige Quellenlage schuld, zum anderen aber auch unsere akademische Tradition, die antike Philosophen oft wie Halbgötter behandelt, die isoliert und ohne lebendigen sozialen Zusammenhang nur im Geist zu existieren scheinen. Bei Epikur ist das anders, er erscheint in der Geschichte als ein Mensch aus Fleisch und Blut, dessen Schule in Konkurrenz zu anderen stand, der Ansichten anderer Philosophen übernahm und leicht abänderte, der Pech hatte mit nicht gelingenden Projekten, der als freundlich und zugewandt geschildert wird, der häufig missverstanden und sogar angefeindet wurde. Er beschäftigte sich intensiv mit den Lehrinhalten seiner Zeitgenossen, übernahm vieles

aus der Tradition und von anderen, zB von Demokrit, den Kyrenaikern, den Stoikern und es verwundert, dass sein Eklektizismus und seine nicht unbedingt neue und originelle Theorie zu einer solchen langanhaltenden Wirkung geführt haben. Er muss im vielstimmigen Konzert der damaligen Gelehrten-, Literaten- und Philosophenwelt einen sehr einprägsamen Ton gefunden haben, der im Verbund mit seiner propagierten Nicht-Öffentlichkeit und einem bestechenden psychologischen Geschick und Feingefühl wesentlich zu Erfolg und Langzeitwirkung beigetragen hat. Knapp 40 Jahre lang war Epikur der verehrte Mittelpunkt seiner „Schule des Gartens“ in dem er mit seinen Schülern und Schülerinnen zusammenlebte, von vielen argwöhnisch beobachtet.

Zu seiner Theorie vom gelingenden, glücklichen Leben gehörte die Abstinenz von öffentlichen Auftritten, der Verzicht auf Beifall, Ehren und Reichtum, sein: „Lebe im Verborgenen“ war eine Breitseite gegen seine Konkurrenten: die Stoa des Zenon, der Peripathos des Aristoteles und die unweit gelegene Akademie des Platon, die Kyniker des Antisthenes und einige der mobilen sophistischen Ausbildungsstätten.

Dass Epikurs Lehre häufig mit Egoismus und Hedonismus in Verbindung gebracht wird, liegt einerseits an dem, was er von Aristipp und den Kyrenaikern übernommen hat und andererseits an seiner nicht ganz klaren Haltung zum Egoismus, denn die Grenzen zwischen einem Egozentrismus und einem eindeutigen Egoismus sind fließend, zumal dann, wenn eine psychologisch-philosophische Konzentration auf das Individuum vorliegt, wie es von Epikur in seiner Ethik gedacht wurde.

Die Gelassenheit, Ausgeglichenheit und Seelenruhe, die den prominenten Platz in seiner Philosophie einnehmen, zeugen davon, dass er die gegenteiligen Gemütszustände sehr wohl gekannt haben muss und dass die Begegnung mit den Lehren des Aristippos von Kyrene, dem überaus weltmännischen, liberalen, internationalen und unverkrampft großzügigen Intellektuellen wie eine Offenbarung gewirkt haben dürfte und ihn letztlich zu einem Adepten und Parteigänger werden ließ.

Die Sokratesschüler Antisthenes, Platon, Xenophon und Aristippos aus der jeunesse dorée Athens schrieben allesamt Bücher und eröffneten eigene Philosophenschulen unterschiedlicher Lebensdauer, wovon Platons Akademie dank journalistisch-editorischer Geschicklichkeit zur berühmtesten und sogar zum philosophiegeschichtlich Mainstream werden sollte. Da es auch damals um handfeste Interessen ging, war die Akademie nicht gerade wählerisch beim Einsatz diskreditierender Mittel, die dazu führten, dass sowohl die xenophonische und kynische als auch die kyrenaische Tradition heute eine Sache weniger Spezialisten ist.

Hätte es nicht den starken Auftritt Epikurs und die nachhaltige Wirkung seiner Schule des Gartens gegeben, wir wüssten wahrscheinlich noch weniger über die Lehrinhalte des famosen Aristippos, außer vielleicht durch Plutarch und die 10 Bücher des antiken Philosophiehistoriker und Doxographen Diogenes Laertios oder aber auch durch den Briefroman Wielands und die Reaktion Arno Schmidts darauf.

Es ist schon erstaunlich und bemerkenswert, dass sich der Begründer des Hedonismus, im Gegensatz zu seinem Kollegen Platon und der allgemein verbreiteten Meinung, deutlich gegen die Sklaverei aussprach, was letztlich dazu führte, dass sein Anhänger Epikur in seinem Garten skandalöser weise neben Frauen auch Sklaven unterrichtete.

In Sachen Eudaimonia waren sich die Sokratesschüler übrigens ziemlich einig, nur im Weg dorthin unterschieden sie sich deutlich, was die Gräben zwischen den Schulen vertiefte, und was durchaus zum Vorbild für alle folgenden Schulstreitigkeiten taugte.

Die Zeit, in der sich alles dieses abspielte wird von Historikern als Übergangszeit der Spätantike bezeichnet, in der sich Griechisches und Römisches „verschmolzen“ und ebenso hellenistisch-ägyptisches, keltisches, persisches, hebräisches und mahgrebinisches Erbe zu einer Art großer mediterraner Kulturmischung beitrugen. Auch nach der lange währenden Eroberung von Magna Greca durch die Römer (148 v.Chr.) blieb der Einfluss der griechischen Philosophie beträchtlich. Viele heimatlose griechische Intellektuelle dienten als Hauslehrer in einflussreichen römischen Familien und bildeten auf diese Weise die kommende Oberschicht aus. Dass der römische Kaiser Marc Aurel (121-180) seine berühmten gewordenen „Selbstbetrachtungen“ ursprünglich auf griechisch schrieb, mag als beredtes Zeugnis für spätantike Verhältnisse dienen, vom kulturellen „melting pot“ Alexandria gar nicht zu reden.

Mitten in dieser Gemengelage wächst im Kleinasiatischen Kilikische Tarsus der hellenistisch gebildete Scha-ul auf, ein radikaler pharisäischer Jude mit römischen Bürgerrecht, den man später als Paulus kennt und mit Fug und Recht als Begründer des christlichen Abendlandes bezeichnen kann.

Als er als christlicher Aktivist und Konvertitenwerber in Athen predigte, diskutierte er hauptsächlich mit Epikureern und Stoikern auf dem Areopag, dem obersten Rat für Religionfragen, was in der Apostelgeschichte (17,18) kurz erwähnt wird. Es ging ihm um eine neues Fundamentum, er predigte einen einzigen väterlichen Gott, dass es ein Leben nach dem Tod gäbe und wollte die Eudaimonia durch das Streben nach einem gottgefälligen Leben ersetzen. Die Epikureer hielten ihn für wenig interessant und nannten ihn einen „Schwätzer“, der ihnen einen neuen Glauben einreden wolle.

Dem radikal diesseitige Epikureismus, in dem die Götter zwar existierten, aber sich nicht in das menschliche Leben einmischten, mussten die Lehren des Christentums, mit ihrem Jenseitsglauben und der Versicherung, dass jedes Einzelleben von Gott gelenkt würde reichlich absurd erscheinen. Auch der Opfertod eines angeblichen Gottessohns, der eine sündige Menschheit erlösen sollte, war ihnen mehr als merkwürdig, einzig einige ethische Grundsätze, wie sie später in der Bergpredigt erscheinen, wiesen Ähnlichkeiten mit ihren die Triebe kontrollierenden, Askese übenden und Rache vermeidenden Tugendlehren auf. Alleine die Eudaimonia ließen sie sich nicht ausreden.

Die perspektivische Einteilung der Spätantike in eine griechische, lateinische und eine christliche ist zwar eine einleuchtende, wenngleich auch eine eurozentristische, bezieht sie sich doch in der Hauptsache auf eine Auswahl in der Überlieferung von Texten, die für den Fortgang der europäischen Geschichte im diskursiven mainstream bedeutungsvoll werden sollten.

Andere Perspektiven, zB medizin-, therapie- und musikgeschichtliche, poesie-, kunst-, architektur- oder tanz-, schrift und technik- erfindungs- handels- und diplomatiegeschichtliche hätten andere Einteilungen und Erkenntnisse zur Folge.

Die Bemühungen einiger Kirchenväter um eine Harmonisierung der Spätantike mit den Christentum durch ihre Fortführung der Paulus-Gespräche auf dem Areopag und in der Auseinandersetzung mit Lukrez sind zwar interessant aber in Sachen Fundamentum unergiebig, da sie alles andere als ergebnisoffen unternommen wurden, wenn sie denn in den Corpus der Kirchenväterliteratur aufgenommen werden sollten.

Seit dem lateinischen Mittelalter und der flächendeckenden Dominanz der Kirche hat sich die Frage nach dem Fundamentum per Edikt erübrigt, sie braucht nicht mehr gestellt zu werden, da ihre Antwort vorgeschrieben war und dem gelten Recht gleichkam. Wer eine abweichende Antwort gefunden zu haben glaubte und sie öffentlich vertrat, fiel der Verfolgung, Bestrafung und der ewigen Verdammnis anheim. Die Institution der Inquisition war eine Folge dieser Corpus Christianum-Politik, der unter vielen anderen auch Giordano Bruno zum Opfer fiel, der vom epikureischen, atomistischen Materialismus beeinflusst war und auf ihm seinen eigenen Entwurf einer Kosmologie aufbaute.

Nach dem zunehmenden Verfall kirchlicher Macht, zahlreichen Spaltungen und der endgültigen Emanzipation der Wissenschaft in der sogenannten Neuzeit kam mit dem wieder erstarkten Materialismus auch die Frage nach den Fundamentum wieder in die Diskussionen.

„Wir nennen Materialisten diejenigen Philosophen, die behaupten, dass nur materielle Wesen oder Körper existieren. [...] Der Materialismus lässt nur eine Art von Substanz zu.“ stammt von Christian Wolff („Psychologia Rationalis, 1737) einem wichtigen Aufklärer des 18. Jahrhunderts in Deutschland.

Seit den Tagen der von Aristoteles gegründeten peripatetischen Schule war man vom Hylomorphismus überzeugt, jener Anschauung, dass die Urmaterie sich aus Hyle (Stoff) und Morphé (Form) zusammensetzt, obgleich sie als Einheit gilt. Diese schwierige Konstruktion hat eine Parallele in der antiken Rhetorik, der griechischen wie der lateinischen, mit ihrer besonderen Neigung zum Hendyadion, einem Ausdruck, der ein betontes Eines durch zwei Wörter beschreibt, wie zB frank und frei, Hab und Gut [HEN(eines)DIA(durch)DIOIN(zwei)]

Die Frage nach dem Fundamentum wurde also nach wie vor mit einem Singular beantwortet und der hieß „prima materia“, dieses Eine setzte sich allerdings aus zwei Prinzipien zusammen, eine passiven Stoff und einer aktiven Form, die untrennbar verbunden waren und durch diese Verbindung etwas Eigenes, Neues, Super-Identisches und Übersummatives bildeten, nach dem aristotelischen ebenfalls aus der Rhetorik und der Sprache genommenen Beispiel: die Silbe $ba \neq b+a$

Dieser das gesamte Mittelalter bis in die Neuzeit prägende Aristotelismus hat unzählige Interpretationen, Aberrationen und Neukontextualisierungen erfahren, vom scholastischen „Quodlibet ens est unum, verum, bonum“ bis zur häufig veränderten Anzahl der sogenannten „Transzendentalien“, dem neuzeitlichen Dualismus und den modernen Kategorie-Lehren.

Das Unum, das aus untrennbar verbundenen Zweien besteht ist die Folie für viele Spekulationen wie sie aus Scholastik, Hermetik, Gnosis, Emblematik, Kabbala, Alchemie und der hermetisch-magischen Literatur bekannt sind. Der „Hermaphrodit“ in der Symbolsprache und Bild- und Zeichentradition der Alchemie ist ein plastisches Zeugnis dafür, auch der geflügelte Hermes- oder Merkurstab oder die spekulative Verwendung der astronomischen und geometrischen Zeichensprache.

Die sieben universellen Gesetze der Hermetik (das Gesetz der Geistigkeit, der Entsprechung, der Schwingung, Polarität und des Rhythmus, das Gesetz von Ursache und Wirkung und das des Geschlechts) werden noch heute in esotherischen Zirkeln diskutiert und befolgt.

Alle diese Versuche, ein Fundament zu finden, ein archäologisches oder metaphorisches, ein physikalisches oder mentales sprechen von unserer prinzipiellen Labilität und dem direkt proportionalen Bedürfnis nach Stabilität, Ruhe, Verlässlichkeit, Sicherheit und Geborgenheit.

Die Beobachtung, dass in bewegten, unruhigen und verunsichernden Zeiten die Zahl sowohl der Fundamentsucher als auch die Fundamentalisten zunimmt, scheint dies zu bestätigen. Leider stehen für die Sucher immer auch die Simplifikateure bereit, die ihre Suche abkürzen und sie zur Übernahme der primitiven eigenen Ansichten verführen. Da es im Grunde gleich ist, ob das Fundament eines aus einem Guss ist, oder ein Patchwork aus mehreren Teilen, das Bedürfnis, ein solches zu finden, scheint jedenfalls echt und überzeitlich zu sein, wie die Geschichte der Suche danach zeigt.

Wie aber kann man diesem Bedürfnis nachkommen ohne zu simplifizieren oder kurzsichtigen Fundamentalismen zu verfallen. Das geht wahrscheinlich nur, indem man sich zur prinzipiellen Labilität und Unsicherheit bekennt, sie akzeptiert und versucht ihr im eigenen mindset eine Platz zuzuweisen und einzuräumen.

Ins Praktische und Alltägliche gewendet heißt das, mutig ohne Netz weiter zu balancieren, keine, außer den gesetzlich vorgeschriebenen, Versicherungen abschließen, die eigene Sprache und intellektuelle Performance auf prätendierte Sicherheit überprüfen, den vorsichtigen Konjunktiv bevorzugen, Behauptungen überdenken, die Epoché aus der antiken Schule des Pyrrhon ernst nehmen und sich um diese skeptische Zurückhaltung des Urteils bemühen, weder der unreflektierten Selbstliebe, noch ihrem Gegenteil verfallen, so unabhängig wie möglich und fern von Übertreibungen leben und nur die Verantwortung übernehmen, die man überblicken kann . . . das klingt zwar wie ein billiger Rat aus der Mottenkiste wohlmeinender, mittelmäßiger Schullehrer, ist aber nicht so leicht zu beherzigen und zu realisieren, wie man zunächst vermutet.

Jener Asketisch-bescheidene Hedonismus, den Epikur theoretisch vertrat und praktisch lebte, predigt nicht etwa langweiliges Mittelmaß, sondern überlegene Ruhe, Ataraxia, wie die antike Formel für Seelenfrieden, Unerschütterlichkeit und intensive Ausgeglichenheit hieß. Das Konzept der Ataraxie war im gesamten Hellenismus verbreitet. Kyrenaiker, Epikureer, Skeptiker, Platoniker, Peripathetiker und Stoiker teilten die Auffassung dass die Seelenruhe das erstrebenswerte Ziel einer bewussten Lebensführung sei. Als praktische Empfehlungen zur Erreichung dieses Zieles werden immer wieder in wechselnden Betonungen Reflexion und Regulierung, nicht Unterdrückung der Wünsche angegeben, auch Selbstdisziplin und allgemeine Mäßigung, im Grunde also durchaus Leistbares und Verständliches, nichts Außergewöhnliches oder in besonderem Maße Anstrengendes.

Vermutlich ist in diesem humanen Zuschnitt der Grund für die erstaunliche Halbwertszeit der hellenistischen Theorien und Konzepte zu suchen und zu finden.

„Der Mensch ist nur ein Schilfrohr, das schwächste der Natur, aber er ist ein denkendes Schilfrohr.“ sagt Pascal in seinen Pensées und wir ergänzen: „und darum sucht er beständig nach einem Fundamentum, welches ihm festen Halt und Sicherheit verspricht.“ Dieses sprichwörtlich haltlose, schwankende Rohr scheint aber in seiner Suche zu kurz zu denken, wenn es ausschließlich nach etwas Festem sucht und darüber die Mittel seine Elastizität zu verbessern vergisst.

Wie wir aus der modernen Hochhaus-Architektur wissen, schwanken alle Wolkenkratzer, müssen schwanken, weil sie sonst brechen. Besonders hohe und schwere Bauwerke benötigen besondere Schwingungsbedämpfung durch Gegengewichte und sensorgesteuerte Hydraulik. Für die Erhaltung und Funktionstüchtigkeit eines Systems ist also nicht nur ein Fundament verantwortlich, sondern das Zusammenspiel von Fundament, Elastizität und Schwingungsbedämpfung. Die Abhängigkeit des Gründungsbau von der Beschaffenheit des Untergrunds versteht sich von selbst, man denke etwa an die Pfahldörfer, an Venedigs Lagune oder die schwimmenden Siedlungen in Südostasien.

Bezieht sich das Fundamentale auf das Uranfängliche und zeitlich Erste steht es in einem existentiellen und dialektischen Verhältnis zum Letzten und Endgültigen und entzieht sich, wie Hans Blumenberg im ersten Kapitel von „Höhlenausgänge“ (1996, Frankfurt/M) vermutete, unserem bewussten Erleben wie Anfang und Ende, Geburt und Tod.

Fundamente im baulichen und archäologischen Verständnis gibt es, ob es sie jedoch im metaphorisch-mental Sinn gibt, ist fraglich, hat etwas von Carolls Ballade „Die Jagd nach dem Snark“ an sich, von der man bis heute nicht weiß, ob es sich dabei um eine schwarze, sardonische Komödie oder eine enigmatisch-allusive Tragödie handelt.

Die durch die christliche Überlieferung (Offb.Joh.) bekannt gewordene Redewendung „A und O“, um ein Ganzes, Anfang und Ende Umfassendes, das Wesentliche und Ausschlaggebende zu beschreiben, stammt bezeichnenderweise aus dem griechischen Alphabet und vermutlich aus der hellenistischen Alltagssprache und wird auch noch im heutigen Sprachgebrauch als Charakterisierung eines Grundprinzips verwendet.

Die vielfältigen Überschneidungen und das inhaltliche Zusammenfließen der Traditionen und Bedeutungen macht die Recherche über die Fundament-Suche sehr schwierig und unübersichtlich. Liest man dann noch von den kabbalistischen Zahlenspekulationen und von den Buchstabenspekulationen einiger gnostischer Sekten, gerät man sehr schnell in historisch-kritische Konfusion.

Die Lehren, die man aus diesem interessanten Durcheinander ziehen kann, sind ungefähr folgende:

Traditionen, performative, wie semantische, sind interessant, nicht unbedingt um sie fortzusetzen, sondern um sie zu kennen. Ihre Erhellung trägt zum Verständnis einiger gegenwärtiger Erscheinungen bei, die ansonsten gänzlich unverständlich und überraschend blieben.

Skepsis ist und bleibt wichtig und wird im Angesicht neuerlicher Sprachverwirrung und Fiktionen immer wichtiger. (Beispiele: Ontologie, KI und FakeDocu)

Aller Rede von einem „an sich“ ist zu misstrauen, ebenso allem „Wir“, vom dem keiner weiß, wer das ist oder sein soll.

Die Versuche, Letztbegründendes zu finden sind ebenso verfehlt wie alles, was mit Ur- zu tun hat, wie Ur-Sprachen, Ur-Formen, Transzendentalien, Universellen Gesetzen, Ur-Prinzipien und Ur-Substanzen, etc. Die Motive für die Suche nach dergleichen sind zwar verständlich, bisweilen auch ehrlich und ehrenwert, aber müßig und zumeist irreführend.

Da ein möglicher Hintergrund der Spekulationen und gedanklichen Operationen über und mit dem Fundamentum ein irrationales Machtgelüst in der Gestalt einer konkurrenzlosen Verfügungsgewalt sein kann, ist es tendenziell gefährlich und darum zu vermeiden.

Die Ataraxia bleibt nicht nur ein wichtiges ideengeschichtliches Konzept, sondern eine bemerkenswerte Ziel-Projektion, die auch in krassen Metamorphosen noch erkennbar ist und sich einer überzeitlichen und invarianten Sehnsucht nähert.

Wo, wenn nicht hier, im Konzept der Ataraxia, treffen spätantike Philosophie und moderne klinische und beratende Psychologie so erstaunlich harmonisch aufeinander, in dieser bescheidenen und ruhigen Feier des Lebens.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit und wünsche tiefempfundenes Wohlergehen bei Ihren nächsten gemäßigt-hedonistischen Übungen

Danke

